

Universitätsbibliothek Wuppertal

Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken

Geffcken, Johannes

Leipzig, 1904

V. Orient und Okzident im alten Christentum

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2576](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2576)

V. Orient und Okzident im alten Christentum.

Wie das Christentum den äußeren Verfolgungen nicht erlegen war, so hatte ihm auch die literarische Polemik der heidnischen Gegner keinen großen Abbruch getan. Freilich hat es die Bosheiten seiner Gegner nicht vergeben und vergessen: das Pamphlet „Über den Tod der Verfolger“ ist ein verspäteter Racheakt, ein nachträglicher Lusthieb gegen die Schatten feindlicher Cäsaren, und die systematische Vernichtung der antichristlichen Literatur ist eine andere wirksamere Vergeltung für andere heidnische Angriffe. Dies Vorgehen der Christen, die konsequente Zerstörung der ihnen und der Kirche feindlichen Literatur hat aber nicht nur die Schriften der Heiden getroffen, sondern auch einen Teil der christlichen Literatur in Mitleidenschaft gezogen; die Schriften der Häretiker, der Irrlehrer sind mit demselben Haß und nahezu dem gleichen Erfolge dem Verderben überliefert worden. Schon früher haben sich solche häretische Meinungen in die Kirche einzudrängen, haben sich Sekten ihr anzuhängen und sie dann umzugestalten versucht. Die Apostelgeschichte kennt schon den großen Irrlehrer Simon Magus, der erste Johannesbrief und auch der zweite sprechen von den vielen Antichristen, die da lehren, Jesus sei nicht der Christus. Andere Stellen späterer Autoren reden noch deutlicher vom Abscheu gegen die Irrlehrer. Als zu dem greisen Johannesjünger und Märtyrer Polykarp einer dieser Sektierer trat und ihn fragte: „Erkennst du uns?“ erhielt er die Antwort: „Ich erkenne den Erstgeborenen des Satans“, und ebenso soll nach einer allerdings höchst unwahrscheinlichen Erzählung schon Johannes selbst, als er in ein Badehaus getreten sei, dies schleunigst bei der Ankunft eines Glaubensfeindes verlassen haben, aus Furcht, es möge über jenem und ihm zusammenbrechen. Wer sind nun diese Sektierer gewesen, was wollten sie, warum traf sie dieser heiße Haß?

Um diese Fragen einigermaßen reif und umfassend beantworten zu können, dürfen wir allerdings diese Dinge nicht

gleich aus unmittelbarer Nähe betrachten, sondern müssen versuchen, eine höhere Warte zu erklimmen und von da aus weitere Umschau zu halten. Und da gilt es denn das Verhältnis des Orients und Okzidents im Altertum, die Wechselwirkung von Ost und West einmal wieder ins Auge zu fassen.

Was wir an den antiken Denkern immer wieder aufs neue bewundern, ist, daß sie zumeist nur durch ein sehr geringfügiges und lückenhaftes Material unterstützt so tiefe und weittragende Wahrheiten haben finden können. Eine solche Wahrheit ist Herodots Anschauung vom Kampfe zwischen Asien und Europa, die, wenn wir uns in die Zeit des Autors selbst versetzen und danach bedenken, was alles seither in der Geschichte geschehen ist, fast wie eine Prophezeiung klingt. In der That waren die Perserkriege nur die letzten gewaltigen Ausläufer der großen Bewegung, die viel, viel früher einsetzt: sie sprachen Griechenland auf lange von der Beeinflussung durch den Osten frei. Aber in That und Wahrheit leugnet heute kein Kundiger mehr, daß die Griechen die „Elemente materieller Gesittung“ wie die ersten Versuche künstlerischer Tätigkeit dem Einflusse des Ostens verdanken. Doch damit nicht genug; auch die Religion der Griechen, so ursprünglich sie auf hellenischem Boden gewachsen scheint, hat Anregungen vom Osten empfangen. Von den Sibyllen war früher schon die Rede gewesen, ihr orgiastisches Wesen, ihre Ekstase, vielleicht auch ihr Name trägt asiatisches Gepräge. Aber noch eine andere Erscheinung des religiösen Lebens in Griechenland weist nach Asien. Das ist die sogenannte Orphik, d. h. die theosophische Lehre des angeblichen Sehers Orpheus, dichterische Sprüche voll von Tiefsinn über die Entstehung der Welt, halb mythologische, halb theologische, halb spekulative Lehren über das All, dazu Vorschriften für die Erlösung des Einzelmenschen aus dem Zwange des steten Umschwunges auf Erden durch heilige Weihen, Mystereien und besonders durch die Askese. Die Weltentstehungslehre des um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. lebenden Pherekydes von Syros, des ersten greifbaren Vertreters dieser Richtung, mutet uns schon ganz ungrüchisch an. Pherekydes hatte astronomische Studien getrieben; die Kunde aber der Gestirne stammt aus Babylon. Er kennt einen Götterkampf, nicht etwa wie die Griechen sonst davon saugen, zwischen Zeus und seinem Vater, sondern einen Streit zwischen dem Ur- und Zeitprinzip

Chronos und einem Schlangengott. Der Kampf findet seinen Beschluß, indem die eine Partei in die Tiefe des Meeres, den „Ogenos“ stürzt, worin man das babylonische Wort Uginna (Kreis, Gesamtheit) wiedergefunden hat. Als ferner Zeus die Welt gestaltet, verwandelt er sich in den Liebesgott Eros; er schafft ein großes und schönes Gewand, in das er das Bild der Erde, des Ogenos, und seiner Behausungen einwirkt und das er über die geflügelte Eiche legt. Zu diesen symbolisch schillernden, sonderbaren, abstrusen, uns fast abgeschmackt bedrückenden Phantasmen traten in der Folgezeit Fortsetzungen des Gedankens von der Schöpfung. Über allem thront das Zeitprinzip, das von Ewigkeit her lebt; der Licht- oder Feuerstoff, der Äther tritt neben dem Chaos erst später in die Existenz. Aus beiden bildet Chronos ein silbernes Ei, dem der Lichtgott Phanes, der auch Liebesgott und Einsicht heißt, entspringt. Er ist männlich und weiblich, er erzeugt aus sich selbst die Nacht, dann eine große Schlange und mit der Nacht den Himmel und die Erde, die Vorfahren des mittleren Göttergeschlechtes. Zu diesem gehören auch Kronos (nicht Chronos) und Rheia, deren Sohn Zeus den Phanes verschlingt und danach das letzte Göttergeschlecht erschafft. — Diese wüsten Bilder und gestaltlosen Vorstellungen sind nun des babylonischen, wie des vielfach mit ihm sich vereinigenden iranischen Wesens echte Kinder. Ganz abgesehen von dem allgemeinen Eindrucke der grandiosen, uns geradezu übernehmenden Willkür dieser Gestaltungen entsprechen sich auch einzelne Züge. So ist in erster Linie der Götterkampf babylonisch. Der Gott des Frühlings, Marduk, vernichtet bei der Welterschöpfung das Chaos, die Tiämat; er kämpft mit dem Urmeer, spaltet die Tiämat und macht die eine Hälfte zum Himmelsgewölbe. Das Zeitprinzip ist ferner, wie wir noch sehen werden, in der iranischen Mithrasreligion wiedergefunden worden, Begriffsgestalten oder Personifikationen wie Phanes = Einsicht zeigt ebenfalls die iranische Religion, wie sie auch die Selbstzeugungen, die Ausscheidungsgegestalten oder Emanationsgebilde hat. Dem babylonischen Kreise entstammen dann wieder die mannweiblichen Gottheiten und die Schlangwesen. So hat denn also hier der Orient außerordentlich stark eingewirkt, und da orientalische Kulte und Anschauungen, die uns aus späterer Zeit bekannt sind, ebenfalls den Gläubigen die Erlösung vom Zwange unheimlicher Ge-

walten versprechen und sie durch die Mysterien und die Askese zu diesem Ziele führen, so dürfen wir auch in dem, was die griechische Orphik da verhieß und verlangte, orientalischen Einfluß sehen.

Die Berührung dieser Dinge war, so wenig sie vielleicht zum Thema zu gehören scheint, doch unbedingt nötig, sie baut uns die Brücke zum Verständnis vom Siege unserer eigenen neutestamentlichen Religion: wieso, werden wir bald sehen. Die orphischen Mysterien und Anschauungen haben sich mit der ungeheuren Zähigkeit, die alles geistliche und geistige Leben in Griechenland charakterisiert, viele Jahrhunderte gehalten. Ihres Ursprungs ist man sich freilich in Hellas nicht bewußt geworden. Dazu war auch keine Gelegenheit, denn bald brauste der Perser Sturm heran, und nachdem der Okzident glänzend gesiegt hatte, flutete das orientalische Wesen weit zurück. Das kulturelle Übergewicht des Westens dauert lange Zeit und scheint endlich durch den Alexanderzug dauernd besiegelt. Aber Alexander hat durchaus nicht nur die Einflußsphäre des Griechischen bis zum Indus getragen, sondern ebenso die ganze orientalische Bewegung entfesselt, von der uns die nach ihm kommenden Zeiten so beredtes Zeugnis geben. Hatten bisher nur einzelne Griechen über den Osten geschrieben, so treten jetzt in die dichten Reihen der Historiker, die sich mit diesen Dingen abgeben, auch echte Orientalen ein, die in griechischer Sprache die Hellenen über die Geschichte und die Kultur des uralten Ostens authentisch zu belehren suchen. Von dem Babylonier Berossos haben wir schon oben gesprochen; seinen besonderen Wert zu erkennen, ist erst der Neuzeit durch die Entdeckung des babylonischen Sintflutberichtes, der seiner Darstellung so ähnlich ist, gelungen. Es beginnt die Übersetzung des Alten Testaments, die gewaltige Ausbreitung des Judentums über den Boden der Alten Welt. So viele hellenisierte Juden es gab, so viele Hellenen und Römer schlossen sich dem jüdischen Wesen an und wurden mit eigenem Namen „die Gottesfürchtigen“ genannt. Und zugleich wuchs auch die physische Macht des Orients wieder heran. Obwohl Alexander die Kraft der Perser zertrümmert hatte, dauerte die griechisch-makedonische Herrschaft über das besiegte Land doch nicht allzu lange. Eine parthische Dynastie schüttelte das fremde Joch vom Nacken der Iranier ab, die Parther traten als die Großmacht des Ostens

dem Westen, d. h. besonders den Römern entgegen. Eine nationale und religiöse Reaktion begann trotz der vielen griechischen Kulturelemente, die auch das parthische Land, besonders am Königshofe, kannte, ihren Siegeszug und erhielt in späterer Zeit durch die Erhebung des sassanidischen Königsgeschlechtes seine Vollendung: der Iranismus, der, wie ein bedeutender Forscher unserer Tage sagt, nie zugunsten des Hellenismus abgedankt hatte, steht als eine Rom binnen kurzem fast ebenbürtige Macht da: jüdische Apokalypsen sehen die Reiterheere der Parther heranstürmen. „Der römische Staat“, sagt Mommsen, „opfert das erste wesentliche Ergebnis der Politik Alexanders und leitet damit jene rückläufige Bewegung ein, deren letzte Ausläufer im Alhambra von Granada und in der großen Moschee von Konstantinopel endigen.“

Diese gewaltige Bewegung trägt nun auf ihrem Wellenkamm eine Menge religiösen Stoffes. Der Angriff des Orientes auf den Okzident wird nicht nur durch das Vordringen des Judentums charakterisiert, sondern in fast gleicher Stärke durch die Propaganda, die persisch-babylonische Anschauungen verbreitet. In Babylon war das Judentum mit der iranischen Religion bekannt geworden, und jenes zeigt in seiner weiteren Entwicklung den Einfluß dieser. Das gilt namentlich von den apokalyptischen Ideen, die wir oben (S. 19 ff.) in ihrer Ganzheit, ohne die Frage nach ihrem Ursprunge zu behandeln, an uns haben vorüberziehen lassen. Die persische Apokalyptik läßt in Perioden von Jahrtausenden das böse und das gute Prinzip miteinander um die Weltherrschaft ringen. Öster erscheint dann ein Retter der Welt, aber die Macht des Bösen nimmt doch immer wieder zu. Endlich kommt der letzte Retter, der von einer Jungfrau geborene Held. Dann naht das Weltende, die Auferstehung der Toten und das Gericht. Ein vom Himmel herabstürzendes Feuer verzehrt die Erde. Die Menschen müssen durch das Feuer hindurchgehen; während die einen leicht und ungefährdet wie durch warme Milch hindurchkommen, leiden die anderen, deren Unvollkommenheiten die Lohe tilgt, schwere Qualen. Aber zuletzt werden alle gerettet. Ahura Mazda besiegt durch sein Wort, d. h. durch die Zauberformel des Gebetes den Ahriman (Angra-Mainyu), und es beginnt auf der erneuten Erde, der nun auch alles schädliche Getier fehlt, das neue Leben. — Sicher und deutlich erkennen wir die Unter-

schiede zwischen der persischen und jüdischen Anschauung; hier den Pessimismus der Juden, die durchaus nicht alle Menschen gerettet sehen wollen und die eine wirkliche Reinigung von der Sündenschlacke verwerfen, dort den zukunftsicheren erhabenen Optimismus des Persertums, der alle Menschen zuletzt in das Licht aufgenommen haben will. Aber gerade diese Diskrepanz beweist mit den sonstigen Ähnlichkeiten zusammengehalten den inneren Zusammenhang beider Religionen: das folgerichtige Judentum hat eben diese versöhnende Idee verworfen und in ihr Gegenteil umgekehrt. Auch der Dualismus des späteren Judentums mit seiner Vorstellung vom Kampfe Gottes gegen den Teufel oder auch dem Antichrist deutet jedenfalls auf iranische Entwicklungen hin.

Auf weiteres können wir uns hier nicht einlassen, die Religionswissenschaft bewegt sich hier noch immer auf nicht sehr gewissem Gebiete. So viel wird klar geworden sein, daß die religiösen Ideen des Orients jeder Zeit mit außerordentlicher Stärke und Nachhaltigkeit gearbeitet haben, wenn innerhalb der griechischen und der jüdischen Religion Stücke begegnen, die einen ganz fremden Charakter zeigen und nach dem babylonischen und iranischen Oriente hinweisen. Aber noch ist ein Hauptstück dieser Entwicklung unerwähnt gelassen, noch fehlt das Schlußglied dieser Kette: der Mithrasdienst. Über diesen haben wir neuerdings durch ein großartiges Werk des Genter Professors Cumont gründliche Belehrung erhalten. Mithras ist der Genius des himmlischen Lichtes, er überwacht mit Hilfe der Sonne, des Mondes und des Sternenheeres die Welt; er steht zwischen Ahuramazda, dem ewigen Lichte, und Ahriman, dem bösen Geist, als ein „tätiger Gott“ ist er der „Botschafter, der Anführer der himmlischen Heere in ihrem ununterbrochenen Kampfe gegen den Gott der Finsternis“. Mithras war aus einer Felsmasse entsprungen, das Haupt mit einer phrygischen Mütze bedeckt; in der Linken führt er eine Fackel, in der Rechten ein Messer. Die Hirten kamen und beteten das Kind an, brachten ihm die Erstlinge ihrer Herden und Früchte. Bald erstarrte der Knabe und rüstete sich nun zum Kampfe gegen andere Mächte. Er besiegte den Sonnengott und schloß mit ihm einen Vertrag, dann bezwang er, den Menschen die Kultur des Ackers bringend, den wilden Stier und begann ihn rückwärts unter vielen Mühsalen in seine Höhle zu ziehen; aber das Tier entkam, und nun mußte Mithras den Stier töten,

aus dessen Bestandteilen neue Wesen sich entwickelten. Jetzt entstanden die Menschen, und Mithras nahm sich ihrer gegen die Verfolgungen durch den bösen Ahriman an. Eine Sintflut und ein großes Feuer können die Menschheit nicht dauernd zerstören, das Geschlecht der Sterblichen wächst und gedeiht unter Mithras' Schutz, und der Held kann endlich, nachdem er in einem gemeinsamen Mahle das Ende seiner Mühsale mit dem Sonnengotte und den anderen Kampfgenossen gefeiert hat, seine irdische Mission als erfüllt ansehen und zu den Unsterblichen eingehen. Diese Mythologie, die den siegreichen Kampf des Lichtes mit der Finsternis durch einen „Mittler“, wie Mithras genannt wird, einem Gestalter der Welt, darstellt, assimilierte sich nun dem babylonischen Religionswesen, der Gestirnwelt des Euphratvolkes. „Die Legenden der beiden Religionen wurden einander näher gerückt, ihre Gottheiten identifiziert, und die semitische Astrolatrie, das monströse Produkt langer wissenschaftlicher Beobachtungen, begann sich über die naturalistischen Mythen der Franier zu breiten.“ Eine ungeheure Macht haben bei den Babyloniern die Planeten. Jedem von ihnen ist ein Tag der Woche untertan, jedem ist ein Metall heilig, die Zahl 7 verdankt der Anzahl der Planeten ihre besondere mystische Kraft. Die Seelen, die auf die Erde herabkommen, empfangen von den Planeten nach und nach ihr Wesen. So ist denn nach babylonischem Glauben diesen Sternen alles Irdische widerstandslos unterworfen, die Konstellationen sind die unumschränkten Mächte unseres Daseins. Aber diese himmlischen Gewalten lassen sich versöhnen, es gibt wohlthätige Beschützer, die die schlimmen Mächte bekämpfen; deren Beistand heißt es zu gewinnen. Mithras unterstützt den Frommen, der es aufrichtig meint, in dem Kampfe gegen die Bosheit der Dämonen. Wer hienieden rein lebt und gegen die Sinnlichkeit ringt, wer die heiligen Mysterien des Lichtgottes kennt, der kann erlöst werden, wird des Heiles in dieser wie in jener Welt theilhaftig. — Jene Welt ist nun eigentümlich genug gestaltet. Wenn die Seele, die sich des Guten befleißigt hat, sich zu den oberen Regionen erhebt, so findet sie den Himmel in sieben Sphären gegliedert, von denen jede einem Planeten angehört. „Eine Art Leiter, aus acht übereinander gestellten Toren zusammengesetzt, von denen die sieben ersten aus sieben verschiedenen Metallen bestanden,

diente in den Tempeln als symbolische Erinnerung an den Weg, den es zurückzulegen galt, um bis in die oberste Region der Fixsterne zu gelangen.“ Den Übergang von einem Stockwerke zum anderen bewachte an einer Pforte jedesmal ein Engel des Mhramazda. Nur wer die mystischen Formeln kennt, kann diese herben Wächter beschwichtigen. Im weiteren Verlaufe ihres Aufsteigens läßt nun die Seele bei je einem Planetentore je eine ihrer Eigenschaften zurück, so daß sie endlich, von allem Irdischen befreit, in den achten Himmel gelangen kann, um damit unendlicher Seligkeit theilhaftig zu werden. — Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß uns in diesem Stagenbau der jenseitigen Welt nur ein metaphysisches Abbild vom babylonischen Turme gegeben werde. Es ist der bekannte Turm der sieben Planeten, ein Bau von sieben aufeinandergesetzten Thürmen, zu oberst ein achter, der eigentliche Tempel der Gottheit. Jedes Stockwerk hatte, wie die Untersuchungen an Ort und Stelle gelehrt haben, seine eigene Farbe. So verbindet sich denn in diesem merkwürdigen Kulte, wie treffend gesagt worden ist, Spekulation und Naturalismus. — Aber Mithras ist doch nicht der höchste Gott dieser orientalischen Religion. Die Spitze wird dargestellt durch die unendliche Zeit, gerade so wie jene griechische Lehre, die wir oben kennen gelernt, dachte. Es ist dies der Aion, den man als ein Ungeheuer in Menschengestalt mit einem Löwenkopfe darstellte; den Leib umwand eine Schlange, in jeder Hand hielt er einen Schlüssel zum Himmel. Er trug auch noch Flügel, um die Schnelligkeit seines Laufes zu versinnbildlichen; die Schlange sollte die gewundene Bahn der Ekliptik zur Darstellung bringen. „Er schafft und zerstört alle Dinge, er ist der Herr und Führer der vier Elemente, aus denen das Weltall besteht, und er vereinigt virtuell in sich die Macht aller Götter, die er allein erzeugt hat.“ So ist dies Götterbild für uns eine echt orientalische Erscheinung, deren Züge wir darum gut tun uns neben allem anderen Angeführten zu merken.

Aber auch jetzt schon läßt sich einiges nach dieser Richtung erkennen. Der Mithrasdienst, durch Soldaten aus dem Osten nach dem Westen getragen, von syrischen Kaufleuten und orientalischen Sklaven verbreitet, gewann eine Ausdehnung im Römerreiche wie nie ein Kult zuvor. Gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. ward er, nachdem er zuerst die

unteren Stände gewonnen, die Hofreligion und genoß über ein Jahrhundert den besonderen Schutz der Cäsaren; schließlich ward dieser solare Pantheismus, wie Cumont sagt, die letzte Zuflucht der Konservativen gegen das Christentum. In der That prallten beide Religionen heftig aufeinander. Mit den alten griechischen Göttern machte das Christentum, wie wir gesehen haben, nicht viel Federlesens, aber der Mithrascult war ihm neben dem Neuplatonismus gefährlich. Beide Religionen, die Jesu Christi und die des Mithras, stammten aus dem Osten, beide schienen sich mit gleicher Schnelligkeit verbreitet zu haben, beide stellten hohe Anforderungen an die Seelenreinheit ihrer Gläubigen, versprachen Ungeheures. Dazu ließen sich gewisse geheime Beziehungen selbst durch die fanatische Polemik der Christen nicht wegdeuten. Hier wie dort hatten die Hirten das eben geborene Kind angebetet, hier wie dort heiligte man den Sonntag, feierte man am 25. Dezember die Geburt der Sonne, hier wie dort hatte man neben einer Art Taufe auch eine Art Kommunion, hier wie dort stand ein göttlicher Mittler zwischen der obersten Gottheit und dem Menschengeschlechte. Diese Ähnlichkeiten fielen auch den Heiden auf und sie zogen ihre scharfen Schlüsse daraus, die nicht zugunsten der Christen ausfielen; diese leugneten natürlich ebensowenig die Berührungspunkte, sahen aber in ihnen nur die von Dämonen beeinflusste Nachahmung durch die Mithrasdiener. Wir haben uns gegenüber diesen Ähnlichkeiten hier noch des Urteils zu enthalten, das Ziel unserer Ausführung liegt ja auch auf einer etwas anderen Richtungslinie.

Dem es handelt sich hier hauptsächlich darum, vom Wesen dieser ganzen Bewegung, von der Kraft ihres Triebes eine Vorstellung zu erhalten, vom Werden des Prozesses, dessen reiner Kristallisationspunkt sich im Christentume bildet. Das Christentum ist nur ein Faktor der ganzen großen Bewegung, die die religiöse Schaffenskraft des Orients bis auf Mohammed dauernd in Atem hielt, freilich sein kräftigster, in sich gefestigster. Einen Teil dieser Bildungen, die sich an das Christentum in gewissem Sinne anhängen, oder es wenigstens nicht abstoßen, wollen wir nun kennen lernen.

Da tritt uns denn zuerst die merkwürdige Sekte der sogenannten Gnostiker entgegen, wenn man einen Glauben, der sich in eine Menge von Sekten gespalten hat, überhaupt eine Sekte nennen darf. Die Gnostiker sind die „Männer

der Erkenntnis", sie streben nach der „Gnosis“, nach der tiefsten Erkenntnis, ob ihnen „durch Geistes Kraft und Mund, nicht manch' Geheimnis würde kund“, mag ihnen nun der Schlüssel dazu auch durch Zauberei gegeben werden; sie wollen erfahren „was die Welt im Innersten zusammenhält“. Dazu ist ihnen das Christentum, so wie wir es kennen, nur eine Vorstufe, die einfachen Worte des Herrn müssen auf etwas anderes, höheres bezogen werden. Das Ganze, die Gottheit und ihre Ziele, ihr Walten früher, jetzt und in Zukunft sind ein Mysterium, durch Mysterien nur kann man sich der Erkenntnis nähern. Man hat aus diesen und anderen gleich zu entwickelnden Gründen den Gnostizismus für den Orient in Anspruch genommen und meines Erachtens zum großen Teil damit recht getan. Dagegen bleibt Harnack dabei, diese religiöse Richtung bedeute den ersten großen Versuch des Hellenismus, das Christentum mit seinem Geiste zu durchdringen, und die Gründe des großen Theologen sind, wie sich das von selbst versteht, schwerwiegend genug. In der That haben, wie es scheint, beide Parteien recht; in dieser Zeit, wo sich die alten philosophischen Systeme auflösen, wo die Religionen einander durchdringen, die Kulte sich umkehren, ja die Nationen zu einem Weltvolke sich unzuschmelzen scheinen, kann von einem ganz reinen Religionsgebilde nicht mehr die Rede sein.

So viel muß unbedingt festgehalten werden, daß in dem Gnostizismus, der im zweiten und dritten Jahrhundert die apostolische Lehre aufzusaugen drohte, ein starkes griechisches Ingrediens steckt. Die Gnostiker üben an einer Anzahl von christlichen Anschauungen und Sätzen die allerschärfste Kritik. Wir haben nun oben gesehen, wie sich die heidnischen Bestreiter des Christentums über dessen einzelne Aufstellungen äußern. Wir lasen, daß sie den Gott des Alten Testaments wohl von dem des Neuen unterschieden, hier den eifrigen, zornmütigen, dort einen liebevollen Gott erkannten und einen energischen Widerspruch zwischen beiden konstatierten. Ihre Philosophen fanden ferner, die Welt sei keineswegs in jeder Weise vollkommen geschaffen, Gott habe durchaus keinen Grund gehabt mit ihr sehr zufrieden zu sein. Christus als Sohn Gottes sei so, wie er nach der Schrift erscheint, unmöglich; ein Gott dürfe nicht leiden, klagen, sterben; auch stimmten die Verheißungen des Alten Testaments nicht auf ihn. Den verfolgten Christen selbst nun raten die Heiden, doch nicht so massenhaft

in den Tod zu stürzen, sie könnten ja auch leicht durch irgend ein gleichgültiges Zugeständnis sich aus der Not befreien. Merkwürdig genug denken die Gnostiker nun ganz ähnlich; sie haben die Polemik der Heiden auf sich wirken lassen. Sie erklären die Anbetung der Götzenbilder und das Opfer für irrelevant, wenn es nur nicht aus dem Herzen komme, sie sind der Überzeugung, Christus habe nur einen Scheinleib gehabt, nicht wirklich gelitten, sei auch nicht menschlich geboren worden; sie geben zum Teil die Verheißung des Alten Testaments als nicht auf Christus zu beziehen auf; sie nehmen eine andere Welterschöpfung durch eine andere erschaffende Macht an, ja sie verwerfen das Alte Testament wegen seiner Widersprüche mit dem neuen. Freilich hatte man schon früh, wie wir gesehen (S. 68), am Alten Testamente gerüttelt. Die häufige allegorische Erklärung des Buches beweist, daß man den absoluten Wortsinn nicht mehr in allen Stücken schützen konnte. So kamen denn einige sogar dazu, das Alte Testament direkt als ein Buch aus des Teufels Hand zu erklären. Dem hat nun ein berühmter Gnostiker des 2. Jahrhunderts n. Chr. sich widersetzt. In einem noch erhaltenen Briefe an eine Christin seiner Gemeinde weist er diese Heißsporne zurück, ohne sich doch der schärfsten Kritik an dem Buche selbst zu enthalten. Er erkennt, daß das Ganze des jüdischen Gesetzes nicht von einem einzelnen gegeben sein könne, nicht von Gott allein stamme, sondern durch Menschenhände, also durch Moses Zusätze erhalten habe. Moses' Gesetze stehen im Widerspruche zu Gottes Gesetz, er hat Konzessionen gemacht, ja um der menschlichen Schwäche willen solche machen müssen. Ebenso sind einige Überlieferungen der Ältesten in das Gesetz eingeflochten worden. Das alte echte Gesetz Gottes ist nun entweder vom Heiland vollendet worden, oder vollkommen aufgehoben oder vergeistigt. Dieser Gott nun, der das Gesetz gegeben hat, ist natürlich nicht der Teufel, aber auch nicht der vollkommene Gott selbst, sondern ein von beiden verschiedener. Das ist der sogenannte Demiurg oder Schöpfer dieser ganzen Welt, ein Mittlerer. Dieser Gott ist niedriger als der vollkommene Gott, er ist gezeugt worden, ist nicht un-erzeugt wie der Vater des Alls, ist aber größer und erhabener als der Widersacher. — Diese wie die früher entwickelten Ideen sind nun nicht sowohl selbst philosophische, als vielmehr durch die griechische Philosophie hervorgerufen.

Aber der griechische Einschlag in das Religionsgewebe der Gnostiker ist doch nicht sehr stark gewesen. Neben der scharfen hellenischen Kritik an der Überlieferung, die einem Theologen wie Harnack begeisterte Worte des Beifalls entlockt hat, steht eine religiöse Spekulation, zum besten Teil so voll wunderbarer Gebilde, daß man in ein völlig phantastisches Geisterreich zu blicken glaubt und aufs lebhafteste an die Gestalten und den Geist jener orientalischen Schöpfungen erinnert wird. Rein ethische oder intellektuelle Begriffe werden zu plastischen göttlichen Gestalten, erzeugen andere aus sich, kämpfen mit göttlichen Mächten, erliegen, siegen: ein Durcheinander von oft greifbarer, dann wieder dem Griffe entrinnender Spekulation, wildester Willkür der schaffenden Phantasie und uralt ererbter Vorstellungen orientalischer Mythologie. Einen solchen Eindruck haben wir gleich, wenn wir uns die Ideen Simons, des Zauberers, vorführen, den die Überlieferung den ersten Gnostiker nennt. Simon gab sich nach dieser selbst für Gott aus, er sei, sagte er, unter den Juden als Sohn (Messias) erschienen, in Samaria als Vater herabgestiegen, unter die Heiden als heiliger Geist gekommen, als höchste Gottheit habe er sich von den Menschen unter allerlei Namen, Zeus, Ormuzd usw. verehren lassen. Er führte ein Weib mit sich, die er Helena nannte und von der er aussagte, sie sei die göttliche Einsicht, die Mutter aller, die eigentliche Darstellung der Idee Gottes, die ihn bei der Erschaffung von Engeln und Erzengeln geleitet habe, so zwar, daß sie aus ihm herniedergestiegen und diese Schöpfung vollzogen habe. Diese Engelmächte haben dann wieder die Welt geschaffen. Danach aber verleugnen sie die Mutter, beschimpfen sie und schließen sie in menschliche Leiber ein. So wird sie die Helena des troischen Krieges und wandert von Leib zu Leib bis in die Helena des Simon. Sie ist das verlorene Schaf, zu dessen Erlösung der Vater in Simon herabstieg, um den Menschen Heil zu bringen. Denn die Engel regierten schlecht auf der Welt, und so kam Gott herab zu den Menschen, freilich ohne zu leiden, in den drei obengenannten Erscheinungsformen. — Man kann sich nach dem Angeführten denken, wie eine solche Lehre von den Aposteln und ihren Schülern perhorresziert wurde, wie die Gestalt des Zauberers sich unter ihnen und ihren Nachfolgern dämonisch auswuchs; da wurde denn Simon zum Antichrist und vermochte in Rom vor allem Volke durch die Luft zu fliegen.

Schwindelt uns schon bei Simons religiösem Aufbau, so weit er wirklich als solcher bestanden hat, so reißen uns andere gnostische Systeme geradezu in tolle Wirbel von mythologischen Vorstellungen, in ein wild brodelndes Chaos. Da thront über dem ganzen Dasein eine Allmutter „Weisheit“, oder auch ein jungfräulicher Lichtgeist, Barbelo, beherrscht die Lichtwelt. Diese erzeugt aus sich heraus einen dämonischen Sohn, Ialdabaoth, der wiederum neue Wesen aus sich hervorbringt, zuletzt noch aus den Tiefen des Grundstoffs einen Sohn in Schlangengestalt gewinnt. Dieser Sohn verdirbt seinen bösen Vater noch mehr, da er mit ihm im Himmel und im Paradiese weilt. Ialdabaoth ruft: „Ich bin Vater und Gott, und über mir ist niemand!“ Da beruft ihn die Mutter: „Lüge nicht, Ialdabaoth, denn über dir ist der Vater von allen, der erste Mensch und der Mensch, des Menschen Sohn.“ Da erschrickt Ialdabaoth und ruft seine sechs Mitherrscher auf: „Laßt uns den Menschen machen nach unserem Bilde.“ — Eine andere Sekte, die sich selbst nach dem griechischen Ausdrucke für Schlange die „Ophiten“ nannte, erklärte die Schlange des Paradieses als die Allmutter Weisheit, sie habe die Erkenntnis des Guten und Bösen gelehrt, die Schlange sei darum als Bild der Gottheit von Moses aufgerichtet worden. Aber Ialdabaoth habe sie verjagt. Doch genügt selbst alles dies noch nicht. Eine Unmenge von Begriffsgottheiten lösen sich sonst noch aus der gnostischen Phantasie aus; der „ewige Sinn (Nus)“, das „Denken“, die „Wahrheit“, die „Liebe“, der „Wille“, alle werden zu festen Gottheiten, die Vereinigungen untereinander schließen und sich gruppieren, bald diese, bald jene Handlung vornehmen, welche angeblich in der Bibel selbst vorkommen soll: ein rasender Geistertanz, der uns oft durchaus nicht mit bedächtiger Schnelle, sondern in wildestem Wechsel vom Himmel durch die Welt zur Hölle führt. Ist es also fast unmöglich, diese Vorstellungen überhaupt zu sondern und aus einander abzuleiten, geschweige denn hier, an dieser Stelle zur vollen Darstellung zu bringen, so ist doch ein fester Kern, wenn man es so nennen darf, herauszuerkennen, der Orientalismus dieser Phantasien. Darauf läßt sich schließlich das meiste zurückführen. Die uns, wenigstens unserem okzidentalischen Denken so erscheinende Willkür, das Erzwungene dieser Vorstellungen fällt zunächst ins Auge. Dazu aber kommen allerhand einzelne

Faktoren, die noch viel deutlicher orientalisches Gepräge tragen. Da haben wir den Dualismus dieser ganzen Welt, böse und helfende Götter, da haben wir die Götterkämpfe, den Streit des Lichtes mit der Finsternis, des Himmels mit dem Abgrund und seinen Wesen, da haben wir die echt orientalischen mannweiblichen Gebilde, da endlich jene Emanationen, jene Selbsterzeugungen.

Dieser Orientalismus aber verkündet sich noch deutlicher in Einzelheiten. Wir lernten früher die Vorstellung der Mithrasreligion von dem Aufstiege der Seelen bis zum höchsten reinsten Sein kennen und erinnern uns, daß dies eine babylonische Lehre, beduziert vom astronomischen Turm zu Babel war. Ganz ähnlich denkt der Gnostiker. Seine Lehre, die Erkenntnis der göttlichen Geheimnisse, soll dem Menschen durch die Mysterien ermöglichen, aufwärts zu bringen bis an den seligen Ort der höchsten Fülle, in das sogenannte Pleroma hinein. Die ganze Welt und der Einzelmensch ist dem bösen Walten der Planeten, ist sieben furchtbaren Mächten unterworfen. Deswegen kam der Herr vom Himmel hernieder, der Stern von Bethlehem löste die alte Gestirnsreihe ab. Aber noch immer gilt es für den einzelnen, diese Gewalten zu bekämpfen. Die Gnosis führt uns auf rechter Straße zu diesem Ziele. Sie nimmt, wie die Orphiker und die Mithrasreligion ein Hauptprinzip, die ewige Zeit, den Äon postulierten, eine Reihe von sieben Äonen an, die einst Christus auf seinem Wege zur Erde durchmessen, sieben Stufen der Erkenntnis, die jetzt wieder von der Seele an der Hand der Gnosis zu passieren sind. Aber diese Stufen, diese Äonen werden von schlimmen Herrschern bewacht, von den sog. Archonten, den Planetengöttern; die gilt es zu überwinden. Heilige Formeln, heilige Abzeichen, Mysterien helfen dem Menschen dazu. Er muß die Astrologie kennen, mit ihrer Hilfe bezwingt er die bösen Weltherrscher. Dazu ist nun die Magie nötig, darum treibt der Mensch, der gerettet werden will, auf Erden diese Kunst, um später durch sie zu siegen. So sind uns denn noch eine Menge der sinnlosesten Formeln und Buchstabenkompositionen verschränktester Art, Anrufungen Gottes u. a. überliefert worden, von denen zum Theil dreist behauptet wird, daß Jesus Christus sie selbst seinen Jüngern als Mittel des Heils vorgeschrieben habe. Auch die Taufe unterliegt dem Dämonenzwang. Mit syrischen Formeln wird getauft, die man zur Zeit der Anwendung gar nicht mehr verstand, die daher

nur noch die Wirkung von Zaubersprüchen haben. Desgleichen findet sich auch ein gnostisches Totensakrament, das an den Leichen vollzogen wird, damit die Seele den feindlichen Mächten unangreifbar werde.

Diese Zaubersformeln wollen wir nun hier nicht weiter mehr berücksichtigen. Denn durchaus nicht alles bei den Gnostikern reduziert sich auf diesen Hokusfokus, obwohl die Kirchenväter natürlich mit besonderer Energie gerade diese Dinge behandeln. In den Zusammenkünften der Gnostiker wurden auch Hymnen gesungen, die uns, so mythisch sie stellenweise klingen, zeigen, daß das Gemüt der Gläubigen denn doch von Vorstellungen erfüllt war, die auch wir, weil sie von Furcht und Hoffnung, vom Harren auf das Unausprechliche menschlich schön zeugen, oder weil sie von göttlichen Geheimnissen eine Kunde zu haben glauben, auf unsere Weise zu würdigen imstande sein werden. Da tönt denn ein solcher Hymnus:

Durchbringend erzeugte das All zuerst
Der Geist, und der Erstgeborne danach
Erzeugte das Chaos ausgießend.
Zu dritt geschaffen empfing daher
Die Seele ihr treibendes Leben.
Daher nun ringt sie in Hirschesgestalt
Sich ab mit dem Tode, der rauh sie zerret.
Bald blickt sie im Königsstolze zum Licht,
Bald wimmert sie tief in des Jammers Sturz,
Bald wechselt mit Lachen und Klage sie ab,
Bald stürzt die Unselige tief in das Leid
Endlos labyrinthischer Irrfahrt.

Jesus sprach: Sieh hin, o Vater,
Wie dies Wesen auf der Erde,
Aller Übel Ziel und Opfer,
Fern von deinem Hauche irrt.
Sieh, das bittere Chaos flieht es
Ratlos, wie's hindurch soll finden.
Darum sende mich, o Vater:
Siegel tragend steig' ich abwärts,
Der Aonen Zahl durchschreit' ich,
Jede heil'ge Kunde deut' ich,
Zeige dann der Götter Bildnis.
Und so schenk' ich euch des heil'gen
Weges tief verborgene Kunde
Gnostis heißt sie nun für euch!

Und so preist der Psalm der Gnostiker die Weisheit:

Das Mägdlein ist des Lichtes Tochter,
 Es ruht auf ihr der Könige stolzer Glanz,
 Ergötzend ist ihr Anblick,
 In strahlender Schöne erglänzt sie.
 Ihre Gewänder gleichen Frühlingsblumen,
 Lieblicher Wohlgeruch entströmt ihnen.
 Ihr zu Häupten thront der König
 Und nährt, die unter ihm wohnen, mit seiner Götterspeise.
 Wahrheit ruht auf ihrem Haupte,

Gleich Stufen steigt ihr Nacken auf,
 Ihn schuf der erste Weltbaumeister.
 Ihre beiden Hände deuten verkündend auf den Chor der glück-
 lichen Nonen,

Ihre Finger auf die Tore der Stadt.
 Ihr Brautgemach ist licht,
 Von Balsam duftend und jeglichem Wohlgeruch,
 Strömt süßen Geruch von Myrrhe und Würzkräutern aus.
 Drinnen sind Myrrhenzweige und allerlei süß duftende Blüten gestreut,
 Die Eingänge mit Rohr geschmückt.
 Ungeschlossen halten sie ihre Brautführer, sieben an der Zahl,
 Die sie selbst erwählt hat;
 Ihrer Brautführerinnen sind sieben,
 Die vor ihr Reigen tanzen.
 Zwölf sind es an der Zahl, die vor ihr dienen
 Und ihr unterstellt sind.

Ihren Blick richten sie gespannt auf den Bräutigam,
 Um durch seinen Anblick erleuchtet zu werden,
 Und werden in Ewigkeit bei ihm sein zu der ewigen Freude
 Und sitzen bei jener Hochzeit, zu der sich die Bornehmen versammeln,
 Und werden weilen bei dem Mahle, dessen die Ewigen gewürdigt
 werden,

Und königliche Gewänder anziehen und glänzende Kleider antun
 Und in Freude und Sauchzen sich beide befinden
 Und werden preisen den Vaters des Alls,
 Dessen stolzes Licht sie empfangen
 Und erleuchtet wurden im Anblick ihres Herrn,
 Dessen Götterspeise sie entgegennahmen,
 Die unvermindert in ihnen bleibt,
 Auch tranken von seinem Wein,
 Der ihnen nicht Durst noch Begehren erregt,
 Lobten und priesen mit dem lebendigen Geiste
 Den Vater der Wahrheit und die Mutter der Weisheit.

Bei weitem schöner noch klingt das kurze Bruchstück eines gewaltigen gnostischen Lehrers und Redners, wenn er in einer Predigt sagt: „Ihr seid von Anfang unsterblich und ihr seid Kinder des ewigen Lebens und wolltet den Tod auf euch verteilen, damit ihr ihn aufbrauchtet und aufzehrtet, und also der Tod stirbe in euch und durch euch. Denn wenn ihr die Welt auflöset, ihr selbst aber euch nicht auflöset, so seid ihr Herren der Schöpfung und aller Vergänglichkeit.“

Haben wir uns somit einen kurzen, freilich sehr lückenhaften Überblick über die große Sekte verschafft, haben wir gesehen, wie einerseits die griechische Kritik von dem Gnostizismus angenommen wird, anderseits aber die Spekulation über das All, der Glaube an die Erkenntnis durch die Mysterien, die Läuterung der Seele echt orientalischem Denken und Fühlen entspricht, so treten jetzt auch die Punkte in ein helleres Licht, wo die scheinbar unvereinbaren Gegensätze, Orientalismus und hellenisches Denken einander angepaßt wurden. Die Gnostiker verwarfen das Alte Testament und seinen starken eifrigen Gott, aber sie eliminierten ihn durchaus nicht ganz, sondern erklärten ihn für eine schaffende Macht, eine treibende, wenn auch nicht die höchste göttliche Kraft: das entsprach dem orientalischen Dualismus. Ebenso glaubten sie nicht an Christi Leiden; folglich differenzierten sie wieder und unterschieden zwischen dem Jesus, der gelitten habe als Mensch, und einem Christus, der in ihm vorübergehend gewohnt habe. Andere nahmen auch an, daß der vom Alten Testamente verheißene Messias, der nach dem Wortlaut des Buches nur ein kriegerischer Fürst sein könne, noch kommen, und daß der wahre Christus dann mit ihm kämpfen solle. So hat der Gnostizismus es nicht ohne Kunst versucht, die Zweifel, die jedem kritisch Lesenden aufstauen, durch eine eigenartige Verbindung von Scharfsinn und Mythologie zu beseitigen, die sonst übliche allegorische Deutung des Alten Testaments, jene klägliche Zuflucht vor dem Zweifel, verwerfend dem alten Buche in gewissem Sinne seine Autorität zu bewahren und mit dem Neuen Testamente organisch zu verbinden. Aber eine reine Hellenisierung des Christentums kann die Gnosis doch nicht heißen.

Richtig ist allerdings, daß sich der Haß der Kirche und ihrer berufenen Vertreter mit Energie auch gegen das Hellenische im Christentum wendet. Die Konzessionen im Dogma an die

Heiden konnte man sich nicht gefallen lassen, ohne an den Grundfesten der werdenden Kirche zu rütteln, die Gleichgültigkeit gegen das Gözenopfer und gegen die Ablehnung des Christentums bei den Verfolgungen schwächte ebenso die Einheit des Auftretens. Aber auch sonst mußte sich das Christentum im eigentlichen Sinne es verbitten, mit dem Gnostizismus verwechselt zu werden. Die Feinde der Christen wiesen voll Spott auf die gnostischen Mysterien, ihren Zauberputz hin, auf die Ähnlichkeit mit orientalischen Kalthandlungen. Auch da galt es offenes Visier zeigen zu können, auch da mußte man denen, die sich Christen nannten und es doch nicht zu sein schienen, zurufen: ihr habt einen anderen Geist als wir. Es ist oft gesagt worden und nicht mit Unrecht, daß es sich während dieses Kampfes darum handelte, ob das Christentum von einer Hochflut heidnischer Vorstellungen wieder verschlungen werden sollte. In der That sah es so aus, als ob die Riesenwelle, die aus dem Orient heranslutend das Christentum emporgetragen hatte, es nun wieder in ihre trüben Strudel zurückreißen wollte. Dagegen hat sich der einfache Sinn der Apostel und ihrer Jünger wie später der ökdentalische Geist der Kirchenväter mit allen Kräften gewehrt und es verstanden, die vom Gnostizismus drohende schlimme Gefahr abzuwenden. Freilich ward zugleich damit auch manches Gute vernichtet.

Die Stärke der orientalischen Strömung ist in jener Zeit eine ganz ungeheure. Unter den Hufen persischer Kasse erdröhnt vom 3. Jahrhundert ab der Boden Kleinasien, orientalische Kaiser, vom östlichen Volke mit Begeisterung gefeiert, besteigen den Cäsarenthron, und endlich erhält der griechische Orient seine Reichshauptstadt. Vollends zeigt sich dies Wesen auf dem religiösen Gebiete. Nach dem Gnostizismus tritt uns da die Lehre der sogenannten Manichäer entgegen. Schon war der ältere Gnostizismus im Erliegen, schon auch die Frage, ob Christus oder Mithras im römischen Reiche herrschen sollte, fast entschieden, da zeigte der Orient noch einmal seine ungeheure religiöse Schöpferkraft und die Lehre des Babyloniers Mani drang gegen den Westen vor. Es war der letzte, der schwerste Kampf. — Mani, 215/6 n. Chr. in Babylonien geboren, ist ein Religionsstifter gleich Mohammed gewesen. Er wollte den Persern eine bessere Religion geben, nicht das apostolische Christentum verdrängen. Er knüpfte zwar

an ein gnostisches System an, aber die Form seiner Lehre war heidnischer als die Gnosis. Wie alle Glaubensbekenntnisse der Zeit mit Ausnahme des Christentums nahm auch das seinige die verschiedensten Bestandteile in sich auf, wir finden persifistische, buddhistische, babylonische und orientalischristliche Elemente. Darum wirkte auch seine Lehre so tief, von Hochasien drang sie bis zu den Säulen des Herkules und nach Gallien hinein, vom 4. Jahrhundert bis nahezu ins 12. Jahrhundert hat sie sich behaupten können und Kirchenvätern wie Kirchenfürsten die allerschwersten Stunden bereitet. Mani also, so erzählt die Sage, wurde durch einen Engel berufen, dann trat er im 28. Lebensjahre als Religionsstifter auf, er behauptete nach Buddha, Zarathustra, Jesus der letzte Gesandte Gottes zu sein. Seine Lehre war absolut dualistisch; wieder treffen wir zwei Mächte, das Urlicht und die Finsternis als den anfänglichen Zustand der Welt an. Das Urlicht besteht aus zweimal fünf Elementen, die die Namen von sittlichen Zuständen führen. Zu dem Lichtreiche aber gehört noch eine Lichterde, die ein Lichtgott regiert, eine Art himmlischer Abspiegelung der Menschen-erde. Darunter liegt die Finsternis, sie ist wie die babylonische Tiāmat persönlich gedacht; sie hat wieder fünf Elemente, wieder eine Erde der Finsternis. Aus der Finsternis erwuchs der Satan, der den Kampf mit dem Reiche des Lichts begann. In diesem Streite nun tritt eine Unmenge sinnverwirrender, neu erzeugter mythologischer Gestalten auf; endlich siegt das Urlicht. Aus der Vermischung der Licht- und Finsterniselemente entsteht nun die sichtbare Welt. In ihr besteht das Mißverhältnis zwischen Licht und Schatten weiter fort, das auch im Menschen sich erhält, sein Leib ist von Dämonen erzeugt, seine Seele gehört dem Lichte, doch so, daß Adam mehr Lichtteile als Eva enthielt. Darum wird den Menschen ein Tröster, Jesus, der sie über diesen traurigen Zustand belehrt, gesandt. Es folgen dann mannigfache wildphantastische Ausschmückungen der Fabel von Cain und Abel; endlich geht Adam ins Reich des Lichts ein, Eva zur Hölle. Von gleicher Zügellosigkeit der Einbildungskraft ist die Darstellung der letzten Dinge, die wir hier nicht zu verfolgen brauchen; genug, daß hier ebenso wie in allen sonstigen Anschauungen der Manichäer die Idee von der endlichen Vereinigung aller im All vorhandenen Lichtelemente vorherrscht und dem Lichte die definitive Sicherheit vor der Finsternis gewährleistet wird.

Diese Idee vom Lichte durchbringt auch die Ethik. Gewisse Speisen sollen genossen werden, weil sie Lichttheile enthalten, unreine Worte aus dem entgegengesetzten Grunde gemieden werden, desgleichen gewisse Beschäftigungen und unreine Handlungen und Gedanken. Die Gläubigen zerfielen dementsprechend in der Hauptsache, da unmöglich alle diese Gebote halten konnten, in „Vollkommene“ und „Hörer“; die letzteren brachten den ersteren eine unendliche Verehrung, gleich wie Verkärten entgegen. — Die Lichtreligion charakterisirt sich auch im äußeren Ritus; die vier täglichen Gebete richten sich nach dem Stande der Sonne, der Inhalt des Gebetes gilt allen den Lichtwesen des manichäischen Glaubens.

Über Christus dachte Mani ähnlich wie viele Gnostiker. Der von den Juden gekreuzigte Jesus heißt bei ihm „der Sohn der armen Witwe“ und ist eine Art Teufel, der wahre Erlöser besaß eine Art Scheinleib, seine Geburt, Taufe, sein Leiden war Schein. Damit hängt dann eine genaue Scheidung zwischen Echten und Uechtem in der Bibel zusammen; der Lichtprophet Mani hält im Neuen Testament u. a. für besonders echt natürlich die Verkärungsgeschichte und danach die Ethik Christi. Das Alte Testament wird demzufolge selbstverständlich gänzlich verworfen; Moses ist ein Apostel der Finsternis.

Mit Recht hat man den Manichäismus die vollendetste Gnosis genannt. Er nahm viele Elemente der schon erliegenden großen Sekte in sich auf und überflutete den Osten und Westen noch einmal mit Vorstellungen babylonischen Heidentums. Babylonisch war ja auch die Gnosis im letzten Grunde gewesen. Auf's neue machte die Kirche gegen den neuen Feind Front. Aber er war schwerer zu überwinden als die eigentliche Gnosis. Augustin, der selbst lange Jahre im Lager der Manichäer gewohnt, ist wohl einzelner Manichäer Herr geworden, aber großen Erfolg hatte er sonst gegen die Sekte nicht. Sie hielt sich, wie gesagt, bis tief ins Mittelalter unter dem Namen der „Katharer“ (d. h. der Menschen der Reinheit). Neben dieser gnostischen Lehre hat noch eine andere Abart, die Sekte der Mandäer, die sich die Jünger des Johannes nennen, bis auf den heutigen Tag ihr Dasein zu fristen vermocht. Sie leben in den Sumpfgewässern des unteren Euphrat und Tigris und zählen ungefähr noch 1500 Köpfe: ein letzter, höchst merkwürdiger Rest der alten Gnosis, dessen Lehren wir hier nicht mehr behandeln wollen.

Blicken wir jetzt auf die Entwicklung des alten Christentums zurück, so müssen wir wiederholen, daß unsere Bewunderung vor seiner Kraft gar nicht groß genug sein kann. Es nahm den schweren Kampf gegen die heidnische Polemik auf, gegen die griechische Skepsis. Ein Sieg war, wie oft schon bemerkt, hier nicht zu erstreiten, aber es geschah alles, was geschehen konnte, wenn man stets auf dem Platze war und ohne Zaudern auf den Feind losschlug. Schwer war auch der Kampf mit dem heidnischen Staate und seinen Machtmitteln. Aber gerade da half dem Christentum schon die gewaltige Zahl seiner Anhänger; die systematischen Verfolgungen kamen zu spät. Viel ernster war der Streit mit der neu erwachten heidnischen Frömmigkeit, die in dem Mithras-Kult des Volkes, wie im Denken der neuplatonischen Philosophen dem Verehrungsbedürfnis, dem Verlangen der Heiden nach dem Anschlusse an die Gottheit Ausdruck gab. Am schwersten aber ward dem Christentum die Bekämpfung der Sekten in seiner Mitte. Gegen diese hat die Kirche stets wie gegen Verräter gestritten und ihre Vernichtung auch durch systematische Verfolgung ihrer Literatur durchgesetzt. Der Sieg in diesem ganzen ungeheuren Kampfe mit mehreren Fronten zu gleicher Zeit läßt sich jetzt auch vielleicht auf seine historischen Gründe zurückführen. Wir haben oben schon (S. 16) die größere Konzentration des Christentums als eine Ursache seines Sieges bezeichnet, eine andere in der allgemeinen Stimmung der Zeit, dem Bedürfnis nach der Vertiefung des inneren Lebens gefunden. Aber von viel größerer Kraft als diese Einzelfaktoren scheint die Gesamtentwicklung der Dinge, d. h. in diesem Fall: die religiöse Aktion des Orientes gewesen zu sein; sie bezwang den ganzen Westen, sie verhalf auch dem Christentum zu seinen ersten Siegen. Doch rasch stieß dieses den überwuchernden Orientalismus ab. Obwohl selbst eine orientalische Religion, besaß es doch eine wundervolle Mischung von Mystik, die zu jeder Religion gehört, und von einfach handlicher Moral, die mit einem göttlichen Vorbilde eins war. Kamen dann erregte Zeiten, so nahm auch das Christentum ekstatische Formen an; kehrte die Ruhe zurück, so erfüllte es erst recht die Seelen seiner Anhänger. Dazu stellte das Christentum, unähnlich den anderen Religionen des Orients, als echte Volksreligion so wenig komplizierte Anforderungen an den einzelnen, daß die Gefahr eines Zuflusses neuer orientalischer Elemente überwunden werden

konnte. Der Kampf, den dann die Apologeten mit den gelehrten heidnischen Gegnern führen mußten, drückte ihnen die philosophischen Waffen der Feinde in die Hand, drückte ihrem Geiste griechisches Siegel auf. Der Grundzug des griechischen Wesens aber ist immer ein gewisser Rationalismus geblieben. Und dieser Rationalismus lehnte die Phantastik der orientalischen Gnosis ab: der Westen reagierte so gegen den Osten. So konnte das orientalische Wesen nur die Kreise der Sekten erfüllen, nicht zur Gesamreligion werden. Aber vielleicht ist auch alles dies nur Klugelei, und gehört der Sieg des Christentums zu den historischen Wundern, deren Ursachen uns stets ein „Ignorabimus“ bleiben, ein Geheimnis, immer wieder lockend, immer wieder sich verhüllend, wie das Wesen Jesu Christi selbst. X
